KINO

„Hass und Zorn“

J. GLÄSCHER/LAIF

Der Chemnitzer Wolfgang Lötzsch, 55, über die Verfilmung seines Lebens als DDR-Radrennfahrer

SPIEGEL: Der Spielfilm „Sportsfreund Lötzsch“, diese Woche im Kino und auf DVD, zeigt Ihr Schicksal: Sie durften als Radfahrer nie für die DDR im Ausland starten, wurden drangsaliert und eingesperrt, obwohl Sie als großes Talent galten. Wie kam es dazu?
Lötzsch: Ich wollte nicht in die Partei eintreten, und ein Cousin, auch Radrennfahrer, war im Westen geblieben. Ich war so blauäugig zu glauben, dass sie auf mich nicht verzichten werden, weil ich der Beste bin. Doch für die Olympischen Spiele 1972 galt: Nur Genossen dürfen nach München.
SPIEGEL: Sie wurden zum Betriebssportler degradiert. Trotzdem haben Sie die Nationalfahrer in den folgenden Jahren immer wieder bei den Straßenrennen besiegt. Was trieb Sie an?
Lötzsch: Hass und Zorn. Ich habe gekämpft in der Hoffnung, die überlegen es sich noch mal. Aber dann kam der Mitarbeiter eines Politikers aus Berlin. Der sagte zu mir: Ein Leistungssportler ist wie ein Bombenentschärfer – seine erste falsche Entscheidung ist seine letzte.
SPIEGEL: Damit blieben Sie als Staatsfeind abgestempelt. Nach der Wende haben Sie in Ihre Stasi-Akte geschaut, 1500 Seiten dick …
Lötzsch: … 2000 mittlerweile, vor zwei Jahren gab es einen Nachschlag. Klingt komisch, aber ich war zuerst stolz, für so wichtig genommen zu werden. Ein Abhörstab von 20 Mann war nur mit mir beschäftigt. Aber abgehakt – es war eben ein Scheißsystem.
SPIEGEL: Heute arbeiten Sie als Mechaniker für das Milram-Profiteam.
Lötzsch: Nicht mehr, ich musste am 1. Januar aufhören. Finanzielle Gründe. Beim Rennstall wird gespart. Im Radsport wirft die ganze Dopinggeschichte mehr Schatten auf die Kleinen als auf die Großen.

ND-ARCHIV / IMAGO

Lötzsch (1974)

FLUCHT

Vermisste Läuferin

Mahbooba Ahadgar, 19, war so etwas wie ein Aushängeschild der olympischen Bewegung, ihre Geschichte zierte die Homepage des Internationalen Olympischen Komitees (IOC). Als einzige Athletin Afghanistans sollte die 1500-Meter-Läuferin bei den Spielen in Peking starten, stolz auf ihre Sportlichkeit wie auf ihre muslimische Religion, mit Kopftuch und Trainingsanzug auf der Tartanbahn. Eine Minute langsamer als die Weltspitze, aber ein Beispiel für die erdumspannende Kraft der olympischen Idee. Vor vier Jahren in Athen nahmen erstmals überhaupt zwei afghanische Frauen bei Olympia teil. Über Ahadgar wurde bekannt, dass sie Morddrohungen von muslimischen Extremisten erhalten habe, sie sah sich als Vorreiterin für selbstbewusste Sportlerinnen in ihrer Heimat. Das Haus ihrer Eltern

Ahadgar

PAULA BRONSTEIN / GETTY IMAGES

wurde mit Steinen beworfen. Als sie Besuch von westlichen Medien bekommen hatte, erschien die Polizei und verhaftete vorübergehend den Vater, einen Zimmermann, – Nachbarn hatten angeblich behauptet, Ahadgar arbeite für Fremde als Prostituierte. Vom IOC bekam sie ein Stipendium des Solidaritätsprogramms für Sportler aus unterentwickelten Ländern, sie durfte ins Trainingslager nach Kuala Lumpur und ins italienische Formia. Dort wurde sie Freitag vor einer Woche als vermisst gemeldet. Verschwunden waren auch ihr Koffer und ihr Pass. Flucht oder Entführung – die Carabinieri standen vor einem Rätsel. Sie sei zu einem Wettkampf gefahren, hieß es. Sie sei verletzt, bei Verwandten, verbreiteten afghanische Behörden. Dann bekam die Mutter einen Anruf von Mahbooba: Sie sei in Europa und kehre nicht zurück, sie habe Angst vor Repressalien daheim wegen ihrer Sportkarriere. Die Eltern werden seither vom afghanischen Olympia-Komitee bedrängt. Ein Funktionär sagte, sie würden zur Verantwortung gezogen, komme die Tochter nicht zurück.

OLYMPISCHE SPIELE

Pekinger Kontrollen

Knapp drei Wochen vor Beginn der Olympischen Spiele läuft Chinas Sicherheitsapparat auf Hochtouren. Nicht nur Terroristen sollen abgewehrt werden, auch politische Kritiker, Bittsteller und Protestler. Um „harmonische und stabile Spiele“ zu gewährleisten, hat die Polizei Hunderte von Straßenkontrollpunkten in drei konzentrischen Kreisen in und um Peking errichtet. Offiziell fahnden die von Suchhunden begleiteten Beamten nach Verbrechern, gestohlenen Autos, Explosivstoffen und gefährlichen Chemikalien. Inoffiziell halten sie auch nach unsicheren Kantonisten Ausschau. „Alles Verdächtige muss überprüft werden“, lautet die Parole. Die Behörden versuchen gleichzeitig, Wanderarbeiter, Bettler und Prostituierte, die keine Aufenthaltsgenehmigung haben, vor den Spielen aus der Hauptstadt zu verbannen. Kleinere Hotels in der Nähe des Nationalstadions müssen ihre Zimmer für Polizisten räumen. Am Olympiagelände stehen Flugabwehrraketen des Typs „Rote Fahne 7“.